

Ulla Günther

## Sprache & Schrift

18. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für  
Sprachwissenschaft, Freiburg, 28. Februar – 1. März 1996

Die beiden Eröffnungsvorträge entfalteten das zentrale Thema der Veranstaltung: das Verhältnis von Sprache und Schrift.

Sybille Krämer („Sprache und Schrift oder: Ist Schrift geschriebene Sprache?“) kreiste mit einem philosophischen Zugang die Sprach-Graphiedebatte als vorwiegend „mediales“ Problem ein und forderte einen anderen (strukturellen) Medienbegriff als den gemeinhin üblichen. Anhand von fünf Thesen verdeutlichte sie, daß man mit der herkömmlichen Differenzierung zwischen phonetischen und graphischen Merkmalen weder der gesprochenen Sprache noch der Schrift gerecht werden kann. Diese beiden Bereiche beruhen nicht auf demselben System: Bis anhin wird Sprache vorwiegend „medial“ unterschieden, in phonetische und graphische Bereiche. Wobei die Verschriftung die Singularität des gesprochenen sprachlichen Ereignisses der Zeitlichkeit enttreibt und wiederholbare Formen schafft. Wird bei einer mündlichen Rezitation die sequentielle Ordnung beibehalten, beinhaltet die schriftliche Textur eine Umstellung der Linearität, was einer Zeitachsenmanipulation gleichkomme. So oder so: Schrift wird in Abhängigkeit zur gesprochenen Sprache gesehen.

Als erste These formulierte Krämer eine mediale Mindestanforderung: Schrift ist immer digital; wenn sie analog wäre, handelte es sich nicht um Schrift. Schrift als disjunktives Symbolschema mit diskreten, endlich differenzierbaren Zeichen zu sehen, führe zwar zum Kriterium der „Zwischenräumlichkeit“, jedoch nicht zum Kriterium „graphisch“.

Mündliche Sprache hingegen, so die zweite These, ist kein disjunktives und differenziertes Symbolsystem. Gesprochene Sprache kann nicht als Abfolge von Einzellautelementen gesehen werden, da isolierten Elementen keine kommunikative Funktion zukomme. Das scheint bei Analysen gesprochener Sprache durch: Es bestehe keine einheitliche Segmentierung, Abweichungen sind immer wieder zu finden. Bedeutungsrelevante Merkmale gesprochener Sprache verschwinden bei Transkriptionen (wie beispielsweise Prosodie), die Phonemstruktur wird zum Epiphänomen der Rede.

In ihrer dritten These nahm Krämer das Problem der operativen Schriften auf, die – lautsprachlich unabhängig (Kalküle) – gleichwohl zeitresistente Aufzeichnungssysteme mit und in einer langen Tradition sind. Diese formalen Schriftsysteme müssen ebenfalls erfaßt werden – sie als Nicht-Schrift-Systeme abzukoppeln, sei unbefriedigend/unzulänglich –, was bei einer Abhängigkeit von lautlicher Sprache jedoch nicht möglich ist.

Eine Fiktion sei es, meinte Krämer in der vierten These, Sprache als ein disjunktives, endlich differenziertes System zu sehen. Vielmehr sei es ein lebensweltliches Phänomen, unabhängig von linguistischen Modellen.

Und das „Ende der Schrift“ (These 5) wäre nicht zu „befürchten“ – auch wenn es zu einer Verschiebung durch die neuen Medien kommen werde. Das „Nadelöhr“ wird in Zukunft der Computer sein, bei dem das binäre und alphabetische System zusammenlaufen. Gespannt sein kann man auf die (neue) Entwicklung von Schrift und Bild in der digitalen Welt.

Gesprochene Sprache und geschriebene Sprache beruhen also auf unterschiedlichen Systemen, die voneinander unabhängig je spezifischen Regeln folgen. Seit der brei-

ten Öffentlichkeit die Computerwelt zugänglich ist, kommt der binären Schrift aber eine erweiterte Filterfunktion zu, weshalb eine neue Bewertung digitaler Systeme (Mathematik etc), und zwar integriert in die Schriftlichkeitsdebatte, ansteht.

Wolfgang Raible („Schriftlichkeit und Sprachwandel“) ging von der These aus, daß Schrift und Verschriftung den Sprachwandel fördern – und ihn nicht nur verzögern –, anhand von Junktoren stellte er dar, wie die präzise Verwendung eines differenzierten (schriftsprachlichen) Systems Sprachwandel fördern kann. Bei rein mündlich verwendeten Sprachen kann eine Nivellierung des vorhandenen Spektrums entstehen, so daß bei einer Reduktion des Variantenbestandes auch eine Verlangsamung der Wandlerscheinungen zu beobachten ist. Ein differenzierteres, schriftliches System hingegen reagiert bedeutend sensibler auf kleinste Veränderungen. Daß Schriftkulturen den Sprachwandel fördern können, wird augenfällig, wenn man beispielsweise Textsortenanforderungen in die Analyse einbezieht.

Bühlers Schema, um eine mittlere Ebene der Formalisierungsstufe der Textgattung erweitert (subjekt- und nicht-subjektbezogen), ermöglicht die Aufnahme dieser Kriterien. Beispielsweise fordern juristische Texte höchste sprachliche Genauigkeit. Dieser Bedarf an adäquaten Ausdrücken, mit dem ebenfalls ein Wandel in der Diskursfähigkeit einhergeht, ist relativ neu. Der Verlust der Schriftkultur hingegen bringt eine Änderung in Richtung mündliche Sprach- und Textformen mit sich. Beobachtbar sei die Wichtigkeit der Textsortenfunktion u. a. bei Schädel-Hirn-Verletzten, welche diese Kompetenz teilweise erneut lernen müssen.

Raibles Ansatz zeigte eine dynamische Sprachsystemvorstellung, in der Wandlerscheinungen in bezug auf Schriftlichkeit und Mündlichkeit neu bewertet werden müssen.

Zwölf themenorientierte Arbeitsgruppen bildeten den Sektionsteil der Jahrestagung. Fünf der AGs fokussierten auf das zentrale Thema der Jahrestagung „Sprache & Schrift“: AG 1: Kultur- und domänenspezifisches Schreiben (Sektionsleitung: Kirsten Adamzik, Gerd Antos, Eva-Maria Jakobs); AG 2: Multiliteralismus: fremde Schriften, Fremdes schreiben & Schriftwechsel (Sektionsleitung: Dörte Borchers, Frank Kammerzell, Stefan Weninger); AG 3: Schreiben – Theorie und Genese (Sektionsleitung: Jürgen Baurmann, Helmut Feilke, Otto Ludwig); AG 4: Alphabetisierung und Schriftspracherwerb (Sektionsleitung: Gesa Siebert-Ott); AG 5: Schrift, computerbasierte Medien und die Bildung sprachlicher Normen (Sektionsleitung: Rüdiger Weingarten).

Sieben der AGs präsentierten etwas weiter gefaßte Themenbereiche: AG 6: The Acquisition of Scope (Sektionsleitung: Ursula Brinkmann, Kenneth F. Drozd, Wolfgang Klein); AG 7: Grammatik und Interaktion (Sektionsleitung: Elisabeth Couper-Kuhlen, Susanne Günthner); AG 8: Modelle der Flexion (Sektionsleitung: Ray Fabri, Albert Ortman, Teresa Parodi); AG 9: Sprache und Kommunikation im Alter (Sektionsleitung: Reinhard Fiehler, Caja Thimm); AG 10: Reflexivität (Sektionsleitung: Martin Haspelmath, Ekkehard König); AG 11: Constraints vs. Regeln in der phonologischen Theorie (Sektionsleitung: Sylvia Löhken, Wolfgang Kehrein); AG 12: Lexikalische und grammatische Eigenschaften präpositionaler Elemente (Sektionsleitung: Stefan Schierholz, Dagmar Haumann).

Diese Aufteilung in ein dominantes Hauptthema, welches in mehreren AGs mit unterschiedlichen Schwerpunkten bearbeitet und präsentiert wurde, und AGs mit Schwerpunkten im weiteren Umfeld des Tagungsthemas ermöglichte es, sich einerseits eingehend mit der aktuellen Forschungssituation im Bereich der Schriftlichkeit auseinanderzusetzen, andererseits aber auch, sich beispielsweise einem im deutschsprachigen Raum noch jungem Forschungsgebiet wie der Gerontolinguistik (AG 9) zuzuwenden.

Im folgenden werde ich punktuell einige Präsentationen herausgreifen und knapp zusammenfassen. Diese Zusammenstellung erfolgt nicht im Sinne eines Überblicks, es ist damit also keine inhaltliche Gewichtung der einzelnen Vorträge beabsichtigt, über die hier berichtet oder eben nicht berichtet wird, sondern sie ist als „Querblick“ über die verschiedensten Themenbereiche der Jahrestagung zu lesen.

Stefan Weninger (AG 2: „Zur Wiedergabe englischen Sprachmaterials im modernen Hocharabisch“) erläuterte anhand einiger Beispiele die Verschriftung englischsprachiger Ausdrücke im Hocharabischen. Aufgrund der unterschiedlichen Morpheminventare der beiden Sprachen und der jeweiligen Verschriftungsmöglichkeiten (Konsonantalphabet des Arabischen), die genutzt werden, ergeben sich Rezeptionsprobleme. Phonologische, graphische, morphologische und etymologische Prinzipien werden „bunt“ gemischt und – so wie es scheint – zufällig bei der Verschriftung eingesetzt. Unbekannt ist dieses Phänomen nicht, man denke beispielsweise dabei nur an die verdeutschte Verschriftung von PolitikerInnen-Namen anderer Kulturen, die manchmal, je nach Zeitung, variieren. Nicht zu vergessen ist dabei jedoch, daß die jeweilige Praxis gleichzeitig politische Positionen (der Zeitungen) markieren (kann), was Weninger jedoch nicht weiter verfolgte.

Friedrich Kronenberg (AG 5: „Sprachliche Strukturen im Internet: Ein Grenzbe- reich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache“) näherte sich der digitalen Welt und in dieser der Bildung sprachlicher Normen. Einführend präsentierte und kommentierte er detailliert einige Charts und deren graphische Darstellungsweise, mit der Internet-BenutzerInnen auf ihrem Bildschirm (z. B. beim e-mail-header) konfrontiert sind. Weiter strich er die Schwierigkeiten heraus, „Emotionen“ über das Internet (graphisch) zu transportieren. Die möglichen Umsetzungsweisen von Emotionen durch Verdoppelungen, Akronyme, Groß- und Kleinschreibung etc. sind zwar Internet-UserInnen hinlänglich bekannt, für „Newcomer“ hingegen waren sie wohl informativ. Der brisante und hochaktuelle Problembereich rund um die Quellenangaben und „Zitierweisen“, vor allem wissenschaftlicher Arbeiten, im Internet wurde allerdings nur knapp beleuchtet.

Paul Königler (AG 5: „Ungelöste Probleme in der Orthographie technisch geprägter Sprache. Erfahrungen aus der Praxis eines Großunternehmens“), in der Wirtschaft tätig, sich selbst als „ehemaligen“ Linguisten bezeichnend, brachte anhand einiger Beispiele Probleme der Verschriftung im betrieblichen Alltag zur Diskussion. Er vertrat die Position, daß die momentane, „lasche“ Normierung der deutschen Sprache für seinen Bereich beinahe unüberwindbare Probleme schaffen würde. Eindeutige Lösungen seien gefordert, Vielfalt im beruflichen Alltag wirke nur verwirrend und störend. Erstaunlich ist es für linguistische Ohren, diesen festen Glauben an Normen und deren Macht Ende des 20. Jahrhunderts noch zu hören. Orthographie wird doch nach wie vor mit Bildung und Kompetenz gleichgesetzt, Varianz schafft Unsicherheit – vor und sicherlich auch nach der Orthographiereform.

Manfred Kohrt und Kerstin Kucharczik (AG 9: „Jugendsprache – Alterssprache“) wiesen dezidiert darauf hin, daß eine „bloße“ Etikettierung, ob aufgrund biologischer oder sozialer Faktoren, einer bestimmten Gesellschaftsgruppe (wie in diesem Fall: „höhere Altersstufen“) noch keinen Untersuchungsgegenstand konstituiert. „Alterssprache“ (vergleichbar mit der Chimäre „Jugendsprache“) könne es nicht geben. Auf den ersten Blick scheint die Gerontolinguistik aus den Erfahrungen und „Fehlern“ der Jugendsprachforschung gelernt zu haben. Weder Defizit- noch Aktivitätstheorie: Man stellt lexiko-pragmatische Überlegungen an, ob biologische Veränderungen zu einem Wandel der Sprachform führen, wie beispielsweise inkorrekte Verbformen, eingengerter Wortschatz, Wandel in den Satzstrukturen oder in den Kommunikationsweisen etc. Longitudinalstudien stehen bis anhin im deutschsprachigen Raum jedoch noch aus.

Guido Schniders (AG 9: „Reklamieren und Alter. Eine empirische Analyse von Zuschreibungs- und Selbstzuschreibungsprozessen und ihren Folgen“) präsentierte Auszüge aus telefonischen Reklamationsgesprächen, in denen hohe Altersangaben als Argumentationshilfen gegen eine Kaufentscheidung beigezogen wurden. Drittpersonen versuchten, einen erfolgten Kauf rückgängig zu machen, indem sie durch Altersangaben („Meine Oma/Mein Opa“, chronologische Alterangabe etc.) an das Verständnis der Lieferfirma appellierten. Schniders konnte so erstaunliche – sprachliche – „Entmündigungstendenzen“ aufzeigen. Partielle Entmündigung kann eintreten aufgrund einer Altersangabe durch eine Drittperson. Es genügt in unserem Kulturkreis, ein bestimmtes stereotypes Altersbild zu provozieren, um die Handlungsfreiheit älterer Personen in

Frage zu stellen und eine eigenständige Kaufentscheidung durch eine Drittperson rückgängig zu machen. Auf diese Stereotype läßt sich nach wie vor bauen – ohne daß amtliche Bescheinigungen nötig sind.

Anne Betten (AG 9: „Ist ein ‚Altersstil‘ in der Sprechsprache wissenschaftlich nachweisbar? Überlegungen zu Interviews mit 70- bis 100jährigen EmigrantInnen“) stellte ein Korpus von Texten von EmigrantInnen der 30er und 40er Jahre aus dem damaligen deutschsprachigen Raum zusammen. Alle Interviewten leben heute in Israel und pflegen ein normorientiertes „Bildungsbürgerdeutsch“ aus den 20er und 30er Jahren. Im Korpus auffallend sind komplexe syntaktisch-stilistische Konstruktion (beispielsweise ausgeprägte Hypotaxe) von erzählenden Texten in mündlicher Sprache, wie sie heute im „binnendeutschen“ Sprachraum nicht (mehr?) üblich sind. Der Frage aber, ob die „Wahrung akademischer Ausdrucksfähigkeit“, trotz oftmals ganz anderer Lebensumstände, identitätsstiftend wirkt, müßte im folgenden differenzierter nachgegangen werden. Da Betten das Korpus in verdankenswerter Weise in zwei bereits erschienenen Publikationen zugänglich gemacht hat, kann man auf weitere Analysen äußerst gespannt sein.

Reinhard Fiehler (AG 9: „Altersspezifische Sprache und Kommunikation. Verschiedenartige Konzepte für ihre Beschreibung und Erklärung“) hob hervor, daß spezifische Sprachformen älterer Menschen der verbliebene, von der Soziolinguistik noch nicht untersuchte und bearbeitete Bereich seien. Zwar wisse man, daß Alterssprache „mehr oder weniger“ anders sei, doch fehlen nach wie vor Modelle, die geeignet sind, empirische Situationen adäquat abzubilden. Anhand einer Liste differierender Merkmale, wie Wortfindungsstörungen, Etablierung von Vergangenheitsperspektive, veraltete Lexik, Produktions- und Rezeptionsstörungen, Monologisieren, Identifikation mit der Vergangenheit, größerer Selbstbezug, Verringerung des Kommunikationsaufkommens u. s. w. zeigte Fiehler die Bandbreite der Fragestellung auf. Kritisch stellte sich Fiehler dazu, Alterssprache als eigene, charakteristische Teilsprache zu sehen, die sich als eine endliche Menge an „Binnenvarietäten“ fassen läßt. Aufgrund der Erfahrung aus der Jugendsprachforschung sei das Problem bei der Systemabgrenzung der einzelnen Varietäten bekannt. Ungelöste Probleme zeigen sich nach wie vor bei der Frage, welche Elemente denn überhaupt konstitutiv für Varietäten seien und ebenso bei Überschneidungsbereichen der Varietätensysteme. Um Varianz zu lokalisieren, müssen entsprechende Regeln und Konventionen bekannt sein. Die Frage nach der Varianz der Merkmale, ob es sich beispielsweise um Performanz- oder Kompetenzprobleme oder gar um eine Mischung der beiden handelt, führt zurück zu der Forderung nach empirischer Adäquatheit. Einen weiterführenden Weg sieht Fiehler darin, vorerst ein Stilkonzept mit den differierenden Merkmalen zu erfassen und die Alternativen auf der Ebene der Verhaltensweise zu beschreiben. Die „Sprache des Alters“ konstituiert sich vorderhand durch die Beschreibbarkeit der analysierten Faktoren.

Ausgesprochen lebendig war die Podiumsveranstaltung, geleitet von Hans-Martin Gauger. Ihm gelang es, in seinen Einleitungen und Übergängen dem inzwischen ausführlich diskutierten Thema dynamisch Frische abzugewinnen.

Die Standpunkte und Positionen der vier PodiumsteilnehmerInnen (Gerhard Augst: Leiter der Kommission für Rechtschreibbefragen des IDS in Mannheim; Peter Eisenberg: zeitweiliges Mitglied der Kommission für Rechtschreibbefragen des IDS in Mannheim; Peter Gallmann: Sekretär der Arbeitsgruppe Rechtschreibreform der schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren und Mitglied der internationalen Expertenkommission; Christa Röber-Siekmeyer: Universität Paderborn, Sprachdidaktikerin) waren weitgehend vorhersehbar. Von Interesse allerdings war, wie die beiden Kritiker der Orthographiereform (Röber-Siekmeyer und Eisenberg) und die beiden Befürworter (Augst und Gallmann) ihre jeweiligen unterschiedlichen Standpunkte diskutieren würden. Gauger gelang es durchs Band, alte Fehden nicht aufbrechen zu lassen, Seitenhiebe abzufangen, und die Diskussion voranzutreiben. So ermöglichte er den PodiumsteilnehmerInnen, ihre unterschiedlichen Positionen zu umreißen, zu begründen und zu ausgewählten Fragen Stellung zu beziehen. Deutlich wurde dabei,

daß das beschlossene Reformpaket für alle vier TeilnehmerInnen keine ideale Lösung darstellt.

Augst betonte, daß die Gleichsetzung von Orthographiekompetenz mit Intelligenz in unseren Breitengraden nach wie vor üblich sei. Die ursprünglichen Bestrebungen und Ziele der Reform, nämlich Vereinheitlichung und Vereinfachung zu erreichen, sei nur teilweise erfolgt. Er wollte mit durchsichtigen und nachvollziehbaren Änderungen der bestehenden Norm und den daraus resultierenden, verständlichen Regeln das Schreiben dem Wert zuführen, der ihm zusteht: Machbarkeit – auch ohne Fachausbildung.

Gallmann hob hervor, daß die Regelformulierung, so wie sie vorliegt, nicht im Zentrum der Diskussion stehen sollte. Hingegen komme es auf die Intention der Regeln an: Wird die gewünschte Schreibung mit den vorgeschlagenen Regeln erreicht oder nicht? Es seien keine Regeln, welche z. B. von SchülerInnen eins zu eins verstanden werden müssen. Weiterhin sei es die Aufgabe der LehrerInnen, das Regelwerk adressatengerecht aufzuarbeiten. Insofern sollen die Regeln helfen, nachvollziehbare, regelgeleitete, fehlerlose Schreibung zu ermöglichen.

Röber-Siekmeier konkretisiert diesen Ansatz, indem sie herausstrich, daß die LernerInnen-Perspektive bei der Aufarbeitung des Reformpakets vernachlässigt wurde. Kinderlogik arbeite anders als die Erwachsenenlogik, weshalb die Kinder durch die Reform keinen Vorteil hätten. Immer noch bewältigen ca. 30% der Kinder die Rechtschreibung nicht und weitere 30% hätten Schwierigkeiten mit der Orthographie während der obligatorischen Schulzeit.

Eisenberg kritisierte vor allem die staatliche Zuständigkeit, ein Regelwerk in bezug auf die Orthographie auf dem Erlaßwege zu realisieren. Verständlich sei die staatliche Forderung nach einem einheitlichen Schreibsystem, naheliegend wäre deshalb auch eine Empfehlung. Falls der Staat aber ein Regelwerk vorschreibt, ist es unverständlich, warum nicht auf dem neuesten „Stand der Technik“ eine grundlegende Reform durchgeführt wird, welche unter anderem auch die weiterhin bestehenden Graphem/Phonem-Probleme lösen würde.

Gaugers hypothetischer und ironischer Vorschlag, die Regeln frei zu geben, wurde von allen PodiumsteilnehmerInnen verworfen. Intuition sei eine Sache, Orthographie eine andere; gleichwohl könne man versuchen, die Regeln der „Natürlichen Sprache“ (was auch immer damit gemeint ist; Anmk. der Verf.) anzugleichen. Interessant hierbei ist der erneute Verweis auf den besonderen Status der Schriftlichkeit, was wiederum auf das ungelöste Prestigeproblem zurückführt. Es gäbe zwar rigide Vorschriften für die geschriebene Sprache, jedoch keine vergleichbaren für die gesprochene Sprache – was jedoch allzu pauschal abgetan wurde.

Zum Schluß sei den OrganisatorInnen der 18. Jahrestagung, Bernd Kortmann, Sabine Frischmuth und den vielen unbekanntenen HelferInnen für die vortrefflich organisierte Tagung gedankt! Als Teilnehmerin hatte ich den – subjektiven – Eindruck, alles lief, verglichen mit anderen Tagungen, geradezu reibungslos und streßfrei ab, was „hinter der Bühne“ jedoch sicherlich anders erlebt wurde ...

*Adresse der Verfasserin des Berichts:*

*Dr. Ulla Günther, Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich.*